

Mali - Ein Volk? Ein Ziel? Ein Glaube?¹ Der westafrikanische Binnenstaat im Jahre acht der Demokratie.

Mali vom 22.09. - 22.12.1998,
betreut von GtZ-ORTM
und der Friedrich-Ebert-Stiftung



¹Die malische Flagge trägt folgende Aufschrift:
„Un peuple - un but - une foie“.

Inhalt

Pay TV auf malisch - Alltag im Sender	350
Kohl adieu, voilà Schröder !	352
Provinzfernsehen in den Sümpfen von Mopti	353
Der tapfere Radiobauer	353
Spektakel: Dem Diktator wird der Prozess gemacht	354
Buschbewohner auf Empfang oder: Radio hören, der neueste Hit	355
Die Demokratie stärken - die Friedrich-Ebert-Stiftung in Mali	356
Die Deutsch-Karriere eines Dogon	357
Leer ausgegangen	358
Manantali	359
Viel Wasser, nichts zu trinken	361
Korn für Korn: In der Reiskammer Malis	361
30 Jahre Dienst für die Ärmsten in Mali	363
Djenné: Versunkene Stadt Westafrikas	364
Am Rand der Gesellschaft	365
Der Gesundheitssektor auf dem Weg der Besserung	365
Kampf dem Moskito	367
AGETIPE - Abkürzung für Arbeit	368
Sparen im Dogonland	369
Mehr Spaß am Unterricht	370
Zwiebelanbau stoppt Exodus	371
Die Gegend von Timbuktu - Lieblingskind der Deutschen	372

Rosetta Anna Reina kam am 11. April 1970 als Tochter italienischer Einwanderer in Krefeld zur Welt. Die Schülerzeitung des Gymnasiums druckte früh erste Artikel. Nach dem Abitur 1989 Studium zur Diplomdolmetscherin und -Übersetzerin der Sprachen Italienisch und Französisch an der Universität Mainz. Zeitgleich freie Mitarbeiterin der Unizeitung und der „Rheinpfalz“. Nach Studienabschluss 1995 Wechsel zum Sender SAT.1 nach Stuttgart, 1996 bis 1998 Volontärin bei einer Fernsehproduktion mit hauptsächlicher Berichterstattung für die WDR Lokalsender und einige Privaten. Seit 1999 freie Journalistin.

Pay-TV auf malisch -Alltag im Sender

Im Herzen der malischen Hauptstadt Bamako ragt eine riesige Antenne in den Himmel, garniert mit zwei Schüsseln rechts und links. Daneben ein Hof. Um ihn herum schmiegen sich sieben einstöckige Gebäude, einige Dutzend verstaubter Autowracks sind entlang der Gebäudemauern oder mitten im Hof „geparkt“. Eine lange Metallkette versperrt die Einfahrt auf den Hof, wollen die Journalisten - ob zu Fuß oder motorisiert - hinein, senkt der Kettenhüter manuell seine eiserne Sperre nach bestandener Gesichtskontrolle. Dann ist man mittendrin im Alltag von ORTM, der einzigen Rundfunkstation Malis.

Im Hof spazieren die Journalisten, alle mit Papier und „bic“ (Kuli) bestückt, zwischen den riesigen Wasserpfützen (Regenzeit!) hin und her. „Wo verdammt noch mal steckt Nouhoum?“ Wettet Chefredakteur Manga Dembéle und rennt über den Hof. Heute bin ich Nouhoum „zuteilt“, soll mit ihm im Team arbeiten. Es ist kurz nach neun. In einem dicken Heft werden alle anstehenden Reportagen handschriftlich eingetragen. Darin lese ich, dass gerade eine Ausstellung der chinesischen Botschaft eröffnet wird und Nouhoum seit neun da sein sollte. Schließlich ist auch die malische Kultusministerin anwesend.

„Wie, ich bin eingeteilt?“ Wundert sich Tagesreporter Nouhoum, 29, um Zwanzig nach neun. „Keine Widerrede, fahrt endlich“, scheucht uns Manga aus dem einzigen Redaktionsraum für 20 Journalisten. „Wohin?“ Will der Chauffeur von uns wissen. „Chinesische Botschaft.“ Bei 37° und 80% Luftfeuchtigkeit rinnt uns der Schweiß nach wenigen Minuten roter Buckelpiste literweise am Leib herunter.

Bei der chinesischen Botschaft sind die Türen zu. Nouhoum stürmt zum Portier. „Zurück, Kulturzentrum!“, keucht er, wieder im Auto. „Wir kommen zu spät. Ich hab doch gar keine Infos, keinen Einsatzzettel bekommen!“

Wer welchen Beitrag macht, entscheidet sich morgens früh um acht. Von oberster Stelle - dem Generaldirektor - erhält der Chefredakteur einen Packen

Zettel. Darin enthalten: alle Termine des Tages, die um 20.15 Uhr in „Le Journal“ zu erscheinen haben. Dann greift Manga Dembélé zum Stift und schreibt in sein dickes Heft, wer was macht. Wenn ein Journalist leer ausgeht, hat er nichts zu tun. So kann denn der Journalist ein wenig auf dem Hof herumstreunen oder Minztee kochen. Aber auf „stand by“ bleiben.

So manches Mal bleibt ein völlig ermüdeten Redakteur einfach einen Tag zu Hause. Es existiert keine Überstundenregelung, Ruhetage sind nicht eingeplant, oft sind die Teams mehrere Tage am Stück über 15 Stunden im Einsatz. Alle bekommen pauschal 36 Mark für geleistete Überstunden. Durchschnittsgehalt: rund 150 Mark im Monat. Kameramann Abdrahmane Keita berichtet: „Man kann sich nie auf einen freien Tag einstellen. Besonders in der Kameraabteilung sind wir knapp besetzt, da passiert es am Wochenende, dass ein Teamwagen vor der Tür steht, ich aus dem Bett geholt werde und dann 15 Stunden täglich arbeiten muss. Um hier einmal der Arbeit zu entgehen, um etwas Wichtiges zu erledigen, darf man sich nicht zu Hause aufhalten. Ich hab dann so manches Mal bei jemand anderem übernachtet. Man muss förmlich untertauchen.“

Das würde auch Nouhoum, seit einem halben Jahr beim Sender, liebend gerne, als wir als letzte auf der Chinaausstellung erscheinen und wir uns für das Zuspätkommen entschuldigen.

In einer ruhigen Minute erklärt mir Kollege Youssouf Touré ein wenig das malische Pay-TV. „Der Sender ist staatlich, das heißt, wir Journalisten werden nur dafür bezahlt, dass wir über die Arbeit der Regierung berichten. Nur das ist unsere Aufgabe. Damit füllen wir die Nachrichten um Viertel nach Acht. Wenn jetzt jemand möchte, dass wir über ihn und seine Initiative berichten, dann muss er uns bezahlen. Dann erst rücken wir aus und drehen eine AMAPUB, also eine bezahlte Reportage mit Werbecharakter. Da berücksichtigen wir die Wünsche des Kunden, du verstehst?“

Ich begreife langsam das Gebilde ORTM. Der Generaldirektor, der im übrigen dem Kommunikationsministerium untersteht, bestimmt und beschneidet die Themen. Die Journalisten ergehen sich abends regierungsgetreu in ihren Berichten über die gelungene Politikerarbeit. Da haben Nouhoum und ich doch Glück mit unserer Chinareportage, ein schönes, buntes Bildchen-thema im grauen Politikernachrichtenbrei.

Bevor Nouhoum zum Essen in die Pressekantine geht, schneidet er aus seinem Material einen Radiobeitrag für die Nachrichten um 13 Uhr. Beim Texten tauschen wir unsere Gedanken aus. Ich: „Beende doch den Beitrag so: Bei der Ausstellung kann sich der Besucher ein Bild über China machen, auch wenn hier nur die positiven Seiten des Landes dargestellt werden.“ Nouhoum: „Das ist gut, nur ich kann nicht.“ „?“ „Das „nur“, das geht nicht. Da kriege ich einen Rüffel..“

Ob Nouhoum, Youssouf oder Manga: Sie alle sind jung und entstammen meistens den Journalistenschulen aus Rabat, Marokko, oder Dakar, Senegal. Sie sind gebildet und kritisch im Gespräch mit mir, blinde Lämmer bei der Ausarbeitung ihrer Berichte. „Manchmal halte ich es wirklich nicht aus, was wir hier machen“, sinniert Youssouf Touré, der seit drei Jahren dabei ist.

„Bis zum Sturz der Diktatur 1991 war hier gar nichts möglich, jetzt sind wir wenigstens ein bisschen freier.“

Es ist kurz nach eins, in der Kantine gibt es wie immer Reis als Mittagessen. Wir haben Zeit, ist doch der Schnitt für die Reporter erst ab 16 Uhr frei. „Das lange Warten macht mich tierisch mürbe“, kaut Nouhoum. „Anstatt dass ich meine Arbeit früh beende und nach Hause gehen kann, bin ich oft bis 20 Uhr hier. Wer den Schnitt belegt, ist nicht geregelt. Wenn ich um kurz nach vier komme, dann muss ich eben warten. Unser Schnitt besteht nur aus vier Plätzen, die für alle und alles herhalten müssen.“

„Wo steckt der Cutter?“, ruft Nouhoum genervt aus. Es ist kurz nach vier, wir sitzen im Schneiderraum. Beta-Hard-Cut-Maschinen von Sony - hier fühle ich mich heimisch. „Im Hof“, vermute ich. Die Cutterin Awa Traoré kommt angelaufen. Sie ist nicht die einzige Frau in der Technik, beim Ton und in der Radiotechnik arbeiten zwei weitere, eine Handvoll Journalistinnen runden die weibliche Präsenz ab.

„Wie lange werden wir?“, frage ich und hoffe auf eine genaue Angabe der Beitragslänge. Nouhoum schüttelt den Kopf. „Was ist das für eine Frage? Wie wir wollen.“ „Aber die...“ „Weiß ich alles, aber hier läuft das so: Je länger der Beitrag eben geht, desto länger geht eben die Sendung.“

Geschmückt mit kantonesischer Musik, schneiden wir aus dem Material zwei Minuten dreißig Sekunden. Schnittzeit: 45 Minuten. Textmäßig recycelt Nouhoum den Radiobeitrag für seine Fernsehbilder. „Endlich, heute sind wir vor 18 Uhr fertig“, freut sich Nouhoum, „dann können wir ja gehen.“ Und die Endkontrolle durch den CvD, Chef vom Dienst? „Gibt's nicht. Wenn was nicht in Ordnung war, dann erfahre ich das morgen in der Redaktionskonferenz um 11 Uhr. Wenn ich da bin!“ Im Dämmerlicht der Großstadt Bamako kann man das Flimmern einiger Fernsehgeräte ausmachen, die auf der Straße aufgestellt werden. Die Leute nehmen auf Plastikstühlen Platz.

Kritik an der spannungslosen, stets freundlichen und unkritischen Berichterstattung hört man nur massiv von privaten Radiokollegen, die meinen, dass die Malier für dumm verkauft werden. Begüterte Einwohner in der Hauptstadt sind alle bei TV5 und CFI abonniert. Die Einschaltquoten für ORTM liegen trotzdem bei den geschätzten 20.000 Fernsehgerätbesitzern bei rund 80%.

Kohl adieu, voilà Schröder!

Die Luft scheint zu brennen, so heiß ist der 27. September - Tag der Bundestagswahl - in Bamako. Aus einem ältlichen Wellenempfänger krächzt eine Stimme, die die vorläufigen Ergebnisse des Urnengangs verkündet. Rund hundert deutsche Staatsbürger, d.h. so 40 Prozent aller Deutschen in Mali, bilden eine Hörertraube um das Gerät. Der Botschafter der Bundesrepublik, Karl Prinz, hat in seine Residenz geladen. Am Gerät wird doppelt geschwitzt: Anspannung und höchste Luftfeuchtigkeit lassen das Hemd am Rücken festkleben. „Hier die vorläufigen Ergebnisse.“ Es ist 18 Uhr in

Deutschland, 16 Uhr in Bamako. „SPD: 41,7 %“ Gemurmel. „CDU: 35,1 %.“ Noch mehr Gemurmel. Die Reaktionen sind gedämpft, keiner möchte seine politische Einstellung preisgeben. Nur Klaus Treydte, der Leiter der Friedrich-Ebert-Stiftung, ist von Anfang an „geoutet“. „Wieso gibt denn keiner zu, dass er CDU gewählt hat?“, schmolzt er ein wenig, „dann könnten wir mal über das Ergebnis so richtig unterhalten!“ Es findet sich jedoch keiner, trotzdem strahlt der SPD-Anhänger ungehemmt seine Freude über den klaren Sieg aus. Auch die gerade 18jährige Fatima Bâ, jüngste Wählerin aus Mali, scheint zufrieden. Sie gibt zu, dass sie mit Schröder auf das richtige Pferd gesetzt hat.

Provinzfernsehen in den Sümpfen von Mopti

Dezentralisierung lautet das aktuelle Schlagwort in den Reihen von ORTM. Also nicht nur bamakolastig berichten, wo circa 1 Million Einwohner leben, sondern auch von den Provinzlern, das sind rund 10 Millionen. Ismail Berthé kümmert sich 600 Kilometer von Bamako entfernt darum, neueste Neuigkeiten aus dem riesigen Sumpf- und Überschwemmungsgebiet von Mopti nach Bamako zu schaffen.

„Zwei bis drei Reportagen pro Wochen drehen wir hier und schicken sie nach Bamako, wo sie ausgestrahlt werden“, erzählt der 33jährige Programmchef. In Mopti kann kein Fernsehen ausgestrahlt werden, hier steht nur eine Radioantenne für den Lokalfunk.

„Wir besitzen hier nur eine Hi8-Kamera. Wir drehen z.B. die Übergabe von Krankenhausmaterial und passen den nächsten Überlandbus nach Bamako ab. Wir geben die beschrifteten Kassetten mit, wobei wir versuchen, die vor kommenden Personen auf Band zu beschreiben, damit der Kollege in Bamako ihnen auch die richtigen Namen zuordnet. Wir rufen in Bamako an und sagen, dass Kassetten unterwegs sind. Schneiden können wir hier nichts. Ich wurde von Bamako hierher versetzt“, beschließt er. Schaut Isamil Berthé aus dem Fenster, blickt er auf wogende Sumpfgroßfelder, zwar schön, aber für einen Journalisten so richtig unspannend.

Der unerschrockene Radiobauer

Es war einmal die Gesellschaft für technische Zusammenarbeit. Diese deutsche Institution, auch unter dem Kürzel GtZ bekannt, hielt es für angebracht, dem malischen Staatsrundfunk ORTM fünf hochmoderne Rundfunkstudios zu bauen. Denn in diesem höchst ländlichen westafrikanischen Staat war und ist Radio hören sehr beliebt.

So kam der Ingenieur Dieter Reitmeyer nach Bamako. Ihm wurde die Aufgabe übertragen, dieses Bauvorhaben zu einem erfolgreichen Projekt zu machen. Doch es entwickelte sich schnell zu einem schwierigen Unterfangen. Ein Frankfurter Ingenieurbüro nahm sich der technischen Umsetzung des Bauvorhabens an und entwickelte einen fundierten Plan für ein hübsches Stu-

diogebäude. Die deutsche Kreditanstalt für Wiederaufbau hatte ihr Portemonnaie geöffnet und elf Millionen Wert Mark zur Verfügung gestellt. Alles wäre so schön gewesen, wenn es da nicht den Sumpf gegeben hätte. Das zugewiesene Baugelände direkt auf dem Gelände des schon bestehenden ORTMs war weich und matschig und die Ingenieure befürchteten eine plötzliche Schräglage des Studios. Also dachten sie nach und fanden eine Lösung. Der Sumpf sollte durch eine ständige Drainage trockengelegt werden.

So konnte denn die Suche nach einer malischen Baufirma beginnen. Doch - oh Graus - noch nie hatten die malischen Bauunternehmen einen deutschen Radiopräzisionsbau erstellt, was verbarg sich wohl hinter der Abkürzung DIN? Die Zeit strich ins Land, kein Unternehmen ward gefunden. Aber gut Ding will Weile haben und der unerschrockene Radiobauer Dieter Reitmeyer hatte eine Idee. Das Bauunternehmen wird in ganz Westafrika gesucht. Nur schleppend trudelten zwei, dann endlich die notwendige dritte Bewerbung ein. Wieder verzögerte ein Bewerbungsfehler den Tag der Öffnung der Umschläge, aber er kam unweigerlich. Doch oh weh! Zwei Unternehmen haben eine liederliche Preisabsprache getroffen, beim anderen lag der Preis zu hoch. Wieder stellte Dieter Reitmeyer seinen Ideenreichtum unter Beweis. Wenn mit weniger Geld auszukommen ist, dann müssen Abstriche am Bau durchgeführt werden. Die malischen Ingenieure mögen den fundierten Plan doch daraufhin durchgucken. Doch die malischen Techniker schauten etwas ratlos drein. So ein komplizierter, DINbehafteter Plan, wer sollte das verstehen? Sie baten darum, dass das deutsche Ingenieurbüro sie doch tatkräftig unterstützen möge. Die Deutschen nickten und begannen die Durchsicht. Nur eineinhalb Jahre nach der Ankunft von Dieter Reitmeyer war alles geregelt. Zwei Ingenieurskollegen reisten aus Deutschland an. 1999 entstehen die Studios, und wenn bis zum Jahr 2000 die malischen Radiojournalisten nicht ausgestorben sind, dann werden sie daraus senden.

Spektakel: Dem Diktator wird der Prozess gemacht

Dreiundzwanzig Jahre unterjochte der Diktator Moussa Traoré Mali. Im März 1991, nach etlichen Studentendemonstrationen, kam es zu einer blutigen Schlacht zwischen diesen Studenten, der zivilen Bevölkerung und den Soldaten. Die Tage von Moussa Traoré waren gezählt, die Diktatur war gestürzt.

Dass Moussa Traoré und seine Frau Ann Marie heute noch am Leben sind, verdanken sie dem demokratisch gewählten Präsidenten Alpha Oumar Konaré. 1993 ist das Ehepaar vom malischen Gericht wegen der begangenen Blutsverbrechen zum Tode verurteilt worden, doch der aktuelle Präsident zögert sehr, seine Hände mit Blut zu beflecken.

Sieben Jahre nach dem Sturz erneut ein Prozessaufakt. Die angekündigte Gerichtsverhandlung, die das Diktatorenpaar der Veruntreuung von Staatsgeldern und Wirtschaftsverbrechen („Bau’ mein Haus kostenlos und du bekommst den nächsten großen staatlichen Bauauftrag“) überführen soll,

schlägt Wogen. Schon von der ersten Minute an wird klar, dass der Prozess anstatt der angekündigten drei bis vier Wochen eher drei bis vier Jahre braucht. Die Verteidigung hat offensichtlich beschlossen, den Prozess mit Nickeligkeiten aufzuhalten. Die Stimmung im Saal ist angespannt, am Mikrofon steht eine dicke Traube von 30 bis 40 Anwälten, die mit überschnapper Stimme und wild gestikulierend ins Mikro sprechen. Wenn sich das Gericht zur Beratung zurückzieht, skandieren die 1500 Zuschauer, die sich alle als Moussa-Fans entpuppen, den Namen des Diktators und drücken sich an die Soldaten heran, die um die Angeklagten postiert sind, damit sie ja einen Blick auf ihr Idol erhaschen können.

Am 12. Januar 1999 fällt das Gericht das Urteil über den Diktator samt Ehefrau. Es lautet auf Todesstrafe wegen Veruntreuung von über 20 Millionen F CFA. Ein Gesetz, das Moussa Traoré selbst entwickelt hatte. Doch seit über 10 Jahren sind die Todesstrafen nicht ausgeführt worden. Und da der aktuelle Präsident Konaré den Ex-Diktator bislang verschont hat, wird das Ehepaar Traoré wohl weiterleben. „Es wäre angebracht“, spricht ORTM-Reporter Touré den Maliern aus der Seele, „wenn Moussa Traoré und seine Frau nach dem Prozess vom luxuriösen Hausarrest in ein echtes Gefängnis überführt werden würde.“ Aber sicher ist er sich da nicht.

Buschbewohner auf Empfang oder: Radio hören, der neueste Hit

„Seit es mich gibt, kommen die Bauern nicht zum Schlafen“, grinst Ibrahim Berté in Manantali. Radio Bafing sendet seit knapp einem Jahr auf 101,8 MHz und in einem Umkreis von 82 Kilometer wird die Nacht zum Tag. ORTM ist hier nicht zu empfangen, Ibrahim Berté ist ein Privatmann, der das Geld für die Gerätschaften hatte und eine Frequenz erhielt. Manantali, unweit der Grenze zu Senegal, ist ein noch sehr rückständiger Teil Malis. Zwar besitzen sie bald am dortigen Stausee das modernste Wasserkraftwerk Westafrikas, aber der Lebensstil in den Dörfern ist völlig unberührt von modernen Errungenschaften. So schlug denn Radio Bafing, d.h. schwarzer Fluss auf Bambara, wie eine Bombe ein. Mit zwei Kassettenrecordern, einem Mischpult und dem unerlässlichen Verstärker samt Antenne hockt der 38jährige zwölf Stunden in seinem kleinen Kabuff. Der Lebenskünstler hat wie viele andere Kollegen schon viele Berufe hinter sich: Buchhalter, Elektriker, Taxifahrer, Lebensmittelhändler. „Ich spiele traditionelle Musik oder mal moderne malische Sänger wie Salif Keita oder Oumar Sangaré.“ Während er die Sendungen abspielt und am Mikro sitzt, ist Moussa, 26, der rasende Reporter. „Er hat ein Moped, der Glückliche. Da kann er mal die Dörfer anfahren, ich muss zu Fuß zur Reportage.“

Radio machen - insbesondere im Busch - heißt Lebenshilfe spenden. Ein Großteil des Programms besteht aus sogenannten „sensibilisations“. Der rasende Reporter Moussa war bis vor kurzem an das einzige Projekt der Gegend angekoppelt. Die deutsche Gesellschaft für technische Entwicklung (GtZ) förderte die heimische Landwirtschaft, bis letztlich das Projekt

geschlossen wurde. Gegen eine finanzielle Leistung konnten die Mitarbeiter Reportagen bei Moussa in Auftrag geben: Täglich bis zu einer halben Stunde konnten landwirtschaftliche Tipps über den Äther gehen. „Das war eine Geldquelle“, schildert Berté seine finanzielle Lage. „Ein paar Francs kommen noch durch das Verkünden von Todesanzeigen rein.“ Rund 50 Pfennig nimmt er dafür. „Werbung macht hier keiner, es gibt ja auch nichts. Meine Lage ist sehr angespannt, ich kann nicht mal meine Geräte mehr reparieren.“

Radios schießen wie Pilze aus dem Boden, besonders die Gruppe Radio Jamana tut sich da hervor. So ist auch die Touristenattraktion Djenné mit der ältesten Lehmmoschee der Welt seit knapp einem Jahr mit einem Radio bestückt. Moustaphe Maiga war früher in Ségou tätig, „und jetzt muss ich dieses schläfrige Djenné aufwecken.“ Einige seiner besten Sendekonzepte hat er sich aus Ségou mitgebracht: Quizsendungen mit Sponsorbeteiligung, bei Jahrestagen wird eine berühmte Person vorgestellt oder eine Kontaktbörse via Radio gemacht. Hier ist Telefon schon häufiger, so dass er live mit seinen Hörern reden kann. Für seine Initiativen und seinen journalistischen Biss wurde er zweimal ausgezeichnet. UNICEF dankte ihm für eine erschütternde Reportage über Kinderarbeit. In Djenné hat er auch schon erste glühende Zuhörer. Ein Fanclub hat sich gebildet, die, wie sie schreiben, Moustaphe Maiga überall, wo sie nur können, unterstützen möchten. Als Beweis ihres guten Willens haben sie sechs Mark in den Brief gelegt. Doch ob in Ségou, Djenné oder bei Radio Bouctou in Timbuktu: Alle klagen vehement über starke Geldnot und alle machen Radio für die Bevölkerung im Busch.

In Manantali will Ibrahim Berté weiter durchhalten, er hofft, dass der Baumwollverband Manantali als neues Anbaugelände erschließen möge. Denn mit Hilfe des Radios wird den Bauern dann beigebracht, wie man Baumwolle anpflanzt. „Die würde ich abends senden, wenn der Bauer vom Feld gekommen ist“, erklärt er sein Programmschema. „Zur Entspannung gibt es noch Musik und Fabeln.“ Gesundheitliche Aufklärung sowie leckere Rezepte spielt er morgens. „Da sind die Frauen am Hören“, erklärt er. Der Nachmittag gehört den jungen Leuten. „Da gibt es peppige Musik und die jungen Leute können sich was wünschen oder eine Widmung mitgeben.“ Da es kein Telefon gibt, sammelt Kollege Moussa Zettel ein, wenn er in den Dörfern unterwegs ist.

In allen privaten Radiostationen, die ihr Programm in bis zu vier Sprachen senden, sind die Journalisten eher durch Schicksal als durch Berufung zum Journalismus gekommen.

Meistens waren sie vorher Sekretäre, Buchhalter oder Volksschullehrer. Alle verdienen sie nur wenig, 150 Mark ist da die Obergrenze. Alle gemeinsam wollen sie die Landbevölkerung aus dem Tiefschlaf wecken und grundlegendes Wissen vermitteln.

Die Demokratie stärken - die Friedrich-Ebert-Stiftung in Mali

Rund 6370 Malier haben 1997 an den Veranstaltungen der Friedrich-Ebert-Stiftung in Mali teilgenommen. Hauptanliegen der SPD-Stiftung: Das junge

Pflänzchen Demokratie in Mali weiter aufpäppeln. „Wir haben hier wirklich die beste und stabilste aller afrikanischen Demokratien“, freut sich der Büroleiter Klaus-Peter Treydte in Bamako, „und wir sind bestimmt nicht hier um SPD-Politik in Afrika zu treiben.“

Seit acht Jahren üben sich die Malier in Demokratie. Für sie absolutes Neuland. Denn bis 1960 unterlagen sie der französischen Kolonialherrschaft, dann die Unabhängigkeit und Modibo Keita errichtete einen kommunistischen Staat, den Moussa Traoré 1968 stürzte und eine Militärdiktatur errichtete. 1991 die Revolte im Land, 1992 die ersten demokratischen, freien Wahlen. Als Sieger ging Alpha Oumar Konaré (ADEMA) hervor, der 1997 erneut im Urnengang bestätigt wurde.

Was Demokratie für den Bürger bedeutet, das muss den Maliern erst erklärt und beigebracht werden. Hier kommt dem Radio eine besondere Rolle zu. Da kooperiert die Friedrich-Ebert-Stiftung unter anderem mit der Groupe Kledu zusammen, dem malischen Bertelsmannkonzern. Radio Kledu ist in Bamako der größte unabhängige Sender. Zusammen erarbeiten sie Radiosendungen, die grundlegende Begriffe einer Demokratie erklären. Was ist eine Verfassung? Wie wählt man? Wie arbeitet eine Nationalversammlung? „Davon wollen wir mehr“, wünscht Tiona Mathieu Koné, der Radioleiter bei Kledu. „Das Radio hat in unserer oralen Tradition eine herausragende Stellung. Wir sind es, die dem Volk beibringen, dass sie die Demokratie sind und nicht die Politiker. Das Volk muss handeln.“ Radio in der Lokalsprache versteht jeder, Zeitungen als Gegensatz dazu gibt es nur in der Hauptstadt, sind auf französisch und erreichen ein Prozent der Bevölkerung. „Wir nutzen auch Theaterstücke“, berichtet Klaus-Peter Treydte von einem weiteren Instrument der Volksaufklärung. „Darin verbreiten wir politische Bildung.“ Im Vorfeld von Wahlen, wie z.B. den Kommunalwahlen im April 1998, die wegen organisatorischem Chaos scheiterten und jetzt im Frühjahr 1999 nachgeholt werden, tourt die Vereinigung zur Förderung der Wahlen in Mali durch das Land und erklärt den Leuten, wozu Wählen gut sein soll. Das wird durch die FES-Stiftung finanziell unterstützt. „300.000 Mark haben wir zur Verfügung, 1999 wollen wir uns im journalistischen Sektor um die Radiojournalisten in der Provinz kümmern.“ Es ist geplant Workshops durchzuführen, bei denen sich die Journalisten mit der neu geschaffenen Kommunalverwaltung befassen und zu Themen, die die Gemeinde betreffen, z.B. den Haushalt, Recherchen durchführen und Beiträge dazu verfassen.

Die Deutsch-Karriere eines Dogon

„Einen Deutschen hatte ich schon mal gesehen, einen Russen nicht“, nickt Saikana Dolo, 35, Deutschdozent an der Universität von Mali. „Das war der Grund, weshalb ich mich auf dem Lyzeum für deutsch und nicht für arabisch oder russisch entschied.“ Geboren ist Saikana Dolo im Dogonland. Sein Dorf Sangha ist und war ein beliebtes Touristenziel im Osten des Landes. Die Dogon leben noch recht ursprünglich, etwas, dass sich auch viele deutsche

Touristen nicht entgehen lassen wollen. „Ein paar Cents, ein Bonbon“, der kleine Saikana rannte vergnügt ein paar weißen Besuchern hinterher. Schnell konnte er ein, zwei Sätze Deutsch, ein paar Wörter, und schon floss dafür eine kleine Belohnung. Nach den sechs Jahren Grundschule in Sangha kam Saikana Dolo auf das Lyzeum. Das hieß: wegziehen, hin in das rund 100 Kilometer entfernte Sévaré.

Hier traf er dann die Entscheidung, Deutsch als Fremdsprache zu nehmen. Ein beliebtes Fach dank der engen Beziehungen zwischen der DDR und Mali. Und Saikana Dolo lernt gründlich. Er erweist sich als sehr talentiert und strebsam, macht das beste Deutschabitur des Landes. Die nächste Etappe: das Deutschstudium in Bamako. „Die Entscheidung fiel mir leicht. Meine beste Note war Deutsch, also studierte ich Deutsch!“

Auch hier ist er nicht zu bremsen. Studiert in Windeseile und erarbeitet sich das beste Deutschdiplom, das jemals in Mali vergeben wurde. Ein deutscher Professor überredet ihn, in Deutschland ein Übersetzerstudium anzuschließen. So zieht denn Saikana Dolo aus dem Dogonland 1990 in die Pfalz, an die Gutenberg Universität zu Mainz mit dem Übersetzerfachbereich in Gernersheim. Er studiert sehr erfolgreich, sein Ziel bleibt, in Mali Deutsch zu lehren.

Zufrieden ist der Deutschfan mit seiner momentanen Situation aber nicht. Alle zwei Jahre muss er an der Uni von Bamako um die Vertragsverlängerung als Deutschdozent bangen. Das Gehalt fällt mit 160 Mark im Monat mager aus. „Davon ernähre ich meine Frau mit den zwei Kindern. Ich gebe noch Privatunterricht, da verdiene ich mehr als mit meiner Dozentenstelle.“ Seit 1970 gibt es das Fach. Heute studieren rund 400 junge Leute Deutsch in Bamako, die der Gernersheimer Ex-Student zum Teil betreut. „Ich hoffe auf eine feste Stelle.“, überlegt Saikana Dolo. Aber er weiß auch, dass das Bildungsministerium im Moment nur sehr selten einstellt.

Leer ausgegangen

Da die malische Regierung ihren Stromversorger privatisieren möchte und in den nächsten eineinhalb Jahren dort in der Behörde etliche Umstrukturierungen stattfinden, wagt man sich nur mit Vorsicht an die momentane EDM. Einer der Hauptgeldgeber, die Frankfurter Kreditanstalt für Wiederaufbau, hat dieses Jahr die Finanzierung weiterer Projekte erstmal abgelehnt. In zwei Jahren bei den Verhandlungen zwischen den Regierungen über neue Entwicklungshilfegelder wird man weitersehen.

Die jahrelange finanzielle Unterstützung aus Frankfurt kann sich sehen lassen. Rund 22 Millionen Mark haben es ermöglicht, dass seit 1989 die zweitgrößte Stadt Ségou Strom bekam und viele Dörfer auf der Hauptstrecke Bamako-Ségou dazu. Im Rest des Landes gibt es keine Leitungen, da konnten fünf Dieselgeneratoren angeschafft werden. In Timbuktu röhrte jeden Abend gegen sechs der Generator, eine schwarze Wolke hebt sich aus einem Schornstein in die Luft und Timbuktus Hauptstraßen sind nicht mehr dunkel. Weitere 11,3 Millionen Mark gab es für Ersatzteile und für kleinere Arbeiten

an maroden Elektrizitätsnetzen. „Jetzt sind wir in der Stagnation“, so Traoré. „Ohne Geld keine Projekte.“ Noch trägt sich die Stromversorgung nicht von alleine. Nur in Bamako sind genügend Leute an das Netz angeschlossen, so dass Gewinn abfällt. Im Rest des Landes nur wenige. Doch das vorhandene Netz will in Stand gehalten werden, das kostet.

In Bamako ließe sich noch mehr Gewinn erzielen. Die Stadtgebiete wachsen kontinuierlich, jedoch ohne baulichen Entwicklungsplan. Solange die Stadtverwaltung diese Bauabschnitte nicht legalisiert, riskiert EDM nichts und baut das Netz dort nicht aus. In Bamako sind häufige Stromunterbrechungen noch die Regel. „Wir müssen bestimmten Gebieten den Strom entziehen um andere Teile beliefern zu können. Das geht soweit“, berichtet Energievizechef Traoré, „dass einige Dörfer nur nachts Strom haben. Die Handwerker arbeiten nachts und schlafen tagsüber. Anders geht es nicht.“

Manantali

I. Wasserkraft

Rechter Hand: ein langgezogenes breites Tal, in der Mitte ein silbrig glänzender Flusslauf. An den Rändern des Tales Felshänge, die sich steil emporheben. Linker Hand: ein riesiger See, soweit wie das Auge reicht. Umrahmt wird er von den gleichen Steilfelsen. Wo ich stehe: der Staudamm von Manantali. 1,6 Kilometer lang und neun Meter dick ist die künstliche Mauer. Sie genügt, um den Bafing („schwarzer Fluß“) im Westen von Mali in einem langgezogenen Hügeltal zu stauen und einen über 45 Kilometer langen See zu schaffen. Der Topograph Sekou Sidibé war von Anfang an dabei. 1988 ging es los: Geldgeber waren Deutschland und Saudi-Arabien. Der See überflutete dreißig Dörfer, über 13.000 Menschen wurden umgesiedelt. Sie zogen vornehmlich in den Norden des Stausees. Dann war es einige Jahre ruhig in Manantali. Die „Cité“, eine Wohnanlage für die westlichen Bauarbeiter und Ingenieure, drohte zu verfallen. Jetzt jedoch wird sie fleißig renoviert. Die Ankunft von rund hundert westlichen Fachkräften steht jetzt an. Das Wasserkraftwerk, das seit langem angekündigt worden ist, wird jetzt gebaut. Mali, Mauretanien und Senegal haben zusammengelegt und hoffen, 2002 ihre Stromknappheit endlich beseitigen zu können. Elf Milliarden Kubikmeter Wasser warten darauf, die Turbinen des Stromgenerators anzutreiben.

II. Fluch oder Segen?

Viele der alten Dörfer liegen heute 25 Meter unter Wasser. Ursprünglich wurden die überfluteten Dörfer in den Norden des Stausees gesiedelt, doch wie vielfach passiert, trennten sich nach einiger Zeit einige Familienzweige ab und zogen in den Süden des Sees.

Sie finden dort, was in Manantali fehlt: Ackerland. Die Ansiedlung der dreißig Dörfer erfolgte in einem Gebiet, in dem rund zehn Dörfer bereits existierten.

Mit einem Mal musste dasselbe Land viel mehr Köpfe füttern, jeder Bauer bekam nur einen kleinen, fast zu kleinen Acker. Dieser Eingriff in das sensible ökologische Gleichgewicht hat Folgen. Die malische Landwirtschaft kennt keinen Kunstdünger, nach einigen Jahren, wenn die Felder immer weniger abwerfen, werden sie gewöhnlich einige Jahre zur Erholung brach gelassen. Doch wenn wie hier die Anzahl der hungrigen Mägen plötzlich stark ansteigt, dann wird die Brache zu früh abgebrochen, der Ertrag des Bodens ist nur mittelmäßig, um immer schlechter zu werden, bis er völlig ausgepowert ist. Vom Stausee oder dem entstehenden Wasserkraftwerk haben diese Dörfer keinen Profit.

III. Manantali ade?

Manantalis Landbevölkerung unterstützen und die landwirtschaftlichen Arbeitstechniken weiter ausbauen: Diesem Projekt gewährte die Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GtZ) eine dreijährige Anfangsphase. Ein rund zehnköpfiges Team unter der Leitung von Detlev Reepen (Deutschland) und Siné Konaté (Mali) machte sich an die Arbeit. Es kristallisierten sich zwei Arbeitsschwerpunkte heraus: Der Erhalt der natürlichen Ressourcen und die Unterstützung bei der administrativen Neuordnung im Zuge der aktuellen Dezentralisierung in Mali. Aber nach drei Jahren Präsenz vor Ort scheint Schluss zu sein. Das Bundesministerium für Zusammenarbeit streicht die schon bewilligten Gelder für die zweite Projektphase. Detlev Reepen und seine Kollegin Heike Ostermann packten Ende Oktober 1998 die Koffer.

Es herrscht Ratlosigkeit in der Gruppe aufgrund dieser Entscheidung. Detlev Reepen kann nur Vermutungen äußern, wie es dazu gekommen ist. „Es gibt da ein paar saudische Restgelder noch vom Staudambau. Die möchte die malische Regierung für ein Bewässerungsprojekt nutzen. Ich denke, dass das deutsche Ministerium für Zusammenarbeit und Entwicklung da Kompetenzüberlappungen zwischen den zwei Projekten sieht und Landstreitigkeiten aufgrund schon mal schlecht gemachter Erfahrungen befürchtet.“ Detlev Reepen schüttelt ein wenig den Kopf. „Unsere Gruppe ist überhaupt nicht der Ansicht. Wir sehen unseren Schwerpunkt im Strukturaufbau während der neuen Dezentralisierung. Wo soll es da zu Interessenskonflikten kommen?“ Auf einen Meinungsumschwung aus Bonn hofft auch der malische Projektleiter Siné Konaté und sein Mitarbeiter Simbo Keita. „Wir haben noch etwas Geld aus der ersten GtZ-Phase“, erzählt er. „Wir können mit drei Leuten noch rund 18 Monate weitermachen“, so der in Deutschland studierte Agronom. „Ich habe meinen Landsleuten Versprechungen gemacht, wir würden für sie da sein. Die Leute haben Vertrauen gewonnen. Ich verliere jetzt mein Gesicht, wenn ich sie einfach im Stich lasse.“ Die Gegend von Manantali ist selbst für malische Verhältnisse rückständig. Jahrelang gab es kaum Straßen dorthin, jetzt sind zwei Pisten da, die in der regenlosen Zeit gut passierbar sind, eine durch die Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) möglich gewordene Sache, die Manantali aus seiner Isolation befördert. Gerade jetzt, wo über hundert

Bauarbeiter das moderne Wasserkraftwerk errichten, wird das einzige Projekt, das die Landbevölkerung unterstützt, abgezogen. Während sich im Norden Malis die Organisationen auf die Füße treten, interessiert sich keiner für den Westen.

Viel Wasser, nichts zu trinken

80 Prozent aller Krankheiten in Mali werden durch schmutziges Wasser provoziert. „Wir haben große, mächtige Flüsse“, erklärt Mahamadou Sidibé der malischen Wasserbehörde. „Sie sind verschmutzt, bringen Krankheiten, wie die Choleraepidemie 1994.“ Neben dem Niger fließt im Westen der Senegal durch das Land. Zwei große Stauseen gibt es noch zudem, Trinkwasser jedoch viel zu wenig. Der Regen versickert ungenützt, die Umweltverschmutzung der Flüsse wird durch die Nachbarstaaten mitverursacht. Mit massiver Unterstützung der Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) wird seit Jahren versucht, jedem Dorf eine saubere Wasserstelle zu geben. „50 % der Dörfer haben eine, bis zum Jahr 2002 sollen es alle sein. „Die Zusammenarbeit mit den Deutschen ist vorbildlich“, lobt Mahamadou Sidibé seine Partner. „Von der Vertragsunterzeichnung bis zum fertigen Brunnen dauert es kein Jahr.“

Besonders im Norden bei Timbuktu und Gao ist das Brunnenbohren problematisch. Paul Leubel von einem deutschen Ingenieurbüro berichtet: „Wir stoßen immer öfter auf Salzwasser, bei Timbuktu hatten wir eine Erfolgsquote von nur 30-40%.“ Und was auch ärgerlich ist, Banditen bei Gao haben ihm schon mehrfach unter Waffeneinsatz seine Geländewagen geraubt.

Dass frisches Wasser lebensnotwendig ist, ist insbesondere der ungebildeten Landbevölkerung nicht klar. Mit Geldern der KfW wird Radioaufklärung betrieben. In den Städten muss man eine Abgabe pro Eimer zahlen, mal 5, mal 10 F CFA. „Das können sich die Leute leisten“, ist die Einschätzung des Generaldirektors. Die Finanzierung von seiten der KfW ist für die malische Wasserwirtschaft überlebenswichtig. Mit rund 45% Beteiligung an der Gesamtsumme liegen die Frankfurter weit vor den französischen oder arabischen Geldgebern.

Die stinkenden Wasserkanäle der anliegenden Nigerstädte, die eine ideale Brutstätte für Moskitos sind, fließen ungereinigt in den Niger. „Wir wissen wohl, was eine Kläranlage ist“, nickt Mahamadou Sidibé. „Doch zum Bauen brauchen wir die nötigen Mittel. Meine Aufgabe ist es, die Regierung weiter davon zu überzeugen, dass sauberes Wasser eine Priorität darstellt. Leider hat der Staat viele davon. Aber das Wasser muss zuerst kommen. Wenn ich nichts bewege, habe ich versagt.“ So Mahamadou Sidibé über sich und seine Arbeit. „Einen sicheren Partner habe ich: die KfW in Frankfurt.“

Korn für Korn: In der Reiskammer Malis

Im Norden von Ségou, Richtung Grenze zu Mauretanien, erstreckt sich Malis größtes Reisanbaugbiet. Hier hat das Office du Niger das Sagen. Die

Kolonialherren Frankreich gründeten diese Institution, weil sie sich das weite Land und den Fluss Niger zunutze machen wollten. Baumwolle sollte angepflanzt werden. Dank eines kleinen natürlichen Gefälles kann nach dem Bau der Niger-Staustufe von Markala 1947 ein alter Nigerarm geflutet werden. Fünf große Bewässerungszonen werden so möglich. Man träumt davon, rund eine Million Hektar Land zu bewirtschaften. Doch bis zum Jahr 1960, Jahr der Unabhängigkeit, sind nur 54.000 Hektar bewässert, heute sind es 60.000. Die ehrgeizigen Ziele sind gescheitert. Der Baumwollanbau hat sich in regenreicheren, südlicheren Zonen Malis als kostengünstiger erwiesen. Erst unter der Diktatur von Traoré wird der Reisanbau gefördert, der bis heute fast nur auf den Feldern zu finden ist.

Macina - so heißt das größte Bewässerungsgebiet vom Office du Niger. Rot erstrahlen die sanierten Dämme, auf denen feuerroter Kiesel, Laterit genannt, aufgeschüttet worden ist. Tiefblau der wasserführende Kanal, quietschgrün die noch unreifen Reisfelder. Ein Farbenspektakel, das so ganz untypisch ist für die Sahelzone. Reisbauer Diarra ist zufrieden, mit seiner Frau und sechs Kindern hat er dieses Jahr eine gute Ernte eingefahren. Sie sind gerade dabei, den Reis mit Flegeln zu dreschen und die ungeschälten Körner in große Säcke zu füllen. Ein kleiner Fleck seines Feldes ist beige-braun. „Hier hat die Virose zugeschlagen“, erklärt Anbauberater Sekou Diawara. Seit einiger Zeit ängstigt diese Krankheit, dort auch „Reis-Aids“ genannt, die Bauern. Noch ist kein Gegenmittel gefunden. „Unser Wunsch wäre es, wenn wir Forscher gewinnen würden, die uns in der Wissenschaft unterstützen würden. Denn wir riskieren große Ernteverluste in der Zukunft.“ Angeblich, so der Anbauberater, würden in den Endkanälen, die das Reisfeld direkt bewässern, krankheitsübertragende Insekten brüten.

In Niono, einem weiteren Gebiet, trauert man der UdSSR noch hinterher. „Man hatte uns Gelder versprochen für einen neuen Kanal, dann hätten wir 200.000 Hektar neu bewässern können“, seufzt Kouriba Djeneba, zuständig für die Förderung der Bauernzusammenschlüsse. „Die Frauen widmen sich in dieser kalten Jahreszeit dem Gemüseanbau. Er gedeiht prächtig hier.“ Zwiebel, Chalotten, Kohl, Knoblauch, Okra, Auberginen und scharfer Paprika sind ihre Hauptanbauprodukte. Rund 44.000 Frauen arbeiten auf den Feldern von insgesamt 126.000 registrierten Bauern. „Seit vier Jahren dürfen auch Frauen offiziell eine Parzelle bekommen“, erläutert die Frauenbeauftragte Fatumata Lamine Traoré. „Die Frauen ernten ihr Gemüse, wissen aber gar nicht, wo sie es verkaufen sollen, soviel gibt es hier.“ Die Tomatenkonservenfabrik hat dicht gemacht, keiner weiß so recht, wieso. „Eine schlimme Sache sind die vielen Fehlgeburten. Die Frauen pflanzen stundenlang mit den Füßen im Wasser in gebückter Haltung die Reispflanzen ein. Das bewirkt die Fehlgeburten. Wir besitzen keine Pflanzmaschinen“.

Drei der fünf Anbaugebiete sind teilsaniert. Eines Gebietes hat sich die KfW angenommen. Auch in N'Débougou sind einige Kanalweichen und die Schleusen wieder in Schuss, die Dämme ordentlich aufgeschüttet und der Erosion somit Einhalt geboten. Aber es handelt sich erst um 2.000 von 11.000 Hektar. Doch vor dem Jahr 2000 ist keine weitere Finanzierung aus Deutschland in

Sicht. Das führt zu Spannungen zwischen den Bauern. Die im nicht sanierten Gebiet können die Wassermenge nicht gut regulieren, was den Ertrag erheblich schmälern kann. Dämme gehen kaputt oder die Drainage funktioniert nur schlecht. Da muss der Bauer mehr arbeiten für weniger Ertrag. Da beneidet er seinen Kollegen vom sanierten Bereich. Der Ertrag hat sich auf 4,8 Tonnen pro Hektar in den sanierten Gebieten eingependelt, doch mit Hilfe des richtigen Düngers sollen sich sechs Tonnen Reis erzielen lassen.

Die Gebiete Kouroumari und Molodo schauen ein wenig sauer drein. Um sie hat sich noch keiner gekümmert. „Uns stirbt ein Teil des Reises weg, weil es überflutet ist. Unser Bewässerungssystem ist marode, wir wirtschaften unter schlechten Bedingungen. Und wenn die Vogelschwärme uns überfallen, dann ist alles zu spät“, beschreibt der Agronom Zié Coulibaly in Molodo die Lage. Man hört zweimotorige Maschinen über die Köpfe der Bauern fliegen, die Gift versprühen. In den Jahren zuvor sind rund 250.000 Vögel in einem Schwarm über das Gebiet hergefallen. In wenigen Stunden picken die faustgroßen Vögelchen die Felder leer. Die Bauer versuchten vergebens sie zu vertreiben.

Dreißig Jahre Dienst für Malis Ärmste

„Ist das Haus nicht hübsch?“, strahlt Schwester Bernardette. Seit gut zwei Jahren bewohnt sie mit ihren drei Mitschwestern ein neues Missionshaus in Kolongo, einem ärmlichen Dorf im Gebiet des Reiskammer Office du Niger. Die vier Französinen entstammen alle dem Orden „Soeurs servantes du Sacre Cour de Jésus“ in Versailles. Ordensschwester Bernardette ist 30 Jahre in Mali und das alte, baufällige Wohnhaus steht daneben und erinnert sie an 28 Jahre mühseliger Lebensumstände. „Wir kommen erst an zweiter Stelle“, erklärt sie. „Diese ganzen internationalen Projekte geben gerne Gelder für die einheimische Bevölkerung“, führt sie aus. „Aber wie wir Ordensschwestern leben, das interessiert fast keinen.“ Aber auch nur fast. Auf Antrag des Bischofs Sidibé aus der Diözese Ségou erklärte sich missio in Aachen bereit, den Neubau zu finanzieren. Ein Prozent Christen leben im muslimischen Mali. Das mit der Bekehrung sehen die Schwestern in Kolongo ganz nüchtern. „Da wir Krankenschwestern sind, sind wir erst einmal hier um den Menschen zu helfen. Wenn unser selbstloser Einsatz Fragen aufwirft, dann erzählen wir von unserem christlichen Glauben.“ Einige Taufen führen sie im Jahr durch und leiten eine Katechismusgruppe. Die Schwestern treten verstärkt mit Frauen ins Gespräch. Schwester Marie tourt auf dem Moped durch die Dörfer um Aufklärung gegen Aids zu treiben. Viermal im Jahr möchte sie jedes der 35 Dörfer besuchen. Die findige Schwester Bernardette kümmert sich um die Krankenstation und erteilt Tipps zur Säuglingspflege. „Noch ist die Kindersterblichkeit hier bei 25 %. Die Ernährung ist sehr sehr eintönig und Unterernährung ist ein schlimmer Faktor.“ Außer Reis gibt es kaum etwas anderes. Notwendige Vitamine fehlen. Sie führt auch eine Grundapotheke, in der sich die Einwohner ohne Preisaufschlag versorgen können. „Manchmal

zahlen wir auch einen Teil der Arztkosten. Die Menschen sind so arm, dass sie oft nur in letzter Minute zu uns kommen und uns fragen. Und oft kann man dann für den Kranken nichts mehr tun.“ Schwester Maggie kann gut mit Nadel und Faden umgehen. Sie leitet Nähgruppen. „Na ja“, grinst sie, „dabei kommt das Gespräch schon mal auf Gott und das Leben Jesu. Ich denke, sie hören mir gerne zu.“

Djenné - Jenó, versunkene Stadt Malis

Djenné ist und Djenné-Jenó war. Djenné heute ist eine Touristenattraktion dank einer der schönsten Lehmmoscheen der Welt, ein Weltkulturgut. Djenné-Jenó von einst liegt nicht dort, wo Djenné heute ist, sondern rund zwei Kilometer entfernt auf einer Insel im Nigerdelta und ist nicht zu sehen. Doktor Boubacar Hama Diaby fährt mit dem Kanu zu der archäologischen Stätte, die versunken unter der Erde liegt. Hier handelt es sich um Malis einzige Ausgrabungen, die mit Hilfe us-amerikanischer Gelder in Etappen getätigt werden. Ein Amerikaner, Rod McIntosh, stieß mit großen Photolandkarten auf die Stätte.

Bei der ersten Ausgrabung 1980 war schnell klar: Das ist eine Sensation. Eine sechs Meter hohe Schicht Erde verbirgt 13 Jahrhunderte Zivilisation. Davon ist heute auf dem leeren Gelände nichts zu spüren. Nur eine Unmenge kleinster Tonscherben auf dem Boden der kargen Landschaft deuten auf etwas Besonderes hin. 33 Hektar groß ist die Fläche, die Archäologe Diaby zu erforschen hat, ein Bruchteil von einigen Dutzend Metern hat er mit Rod McIntosh und seiner Frau bislang umgegraben. „Im 10. Jahrhundert hatte Djenné rund 25.000 Einwohner“, erzählt der Forscher. „Eine sechs Meter hohe Schutzmauer umgab die Stadt. Eisen und Stein wurde gegen Reis und Hirse importiert.“

Der Saharahandelsweg vom Norden in den Süden führte zur Gründung der Siedlung. Die Häuser damals sahen so aus wie heute. In Djenné-Jenó, das Alt-Djenné bedeutet, waren Lehmbauten vorherrschend, Banko genannt. Eine Völkervielfalt traf hier zusammen: Bozo, Marka, Mossi, Bobo und Fulbe. Funde machten klar, dass schon diese Menschen die Eisenverarbeitung kannten und Handel trieben. Damit wurden Thesen zunichte gemacht, die besagten, dass in der Subsahara Eisen erst im 19. Jahrhundert bearbeitet werden konnte oder der Handel erst mit den Arabern begann.

Im 11. Jahrhundert verbreitete sich der Islam und das zweite Djenné wurde gegründet. Es gibt einige Hypothesen, weshalb Djenné-Jenó aufgegeben wurde: 1. das Klima. Trockenheit zwang die Bewohner wie auch bei weiteren sechzig Dörfern weiterzuziehen. 2. der Islam. In der neuen Stadt war der Machthaber zum Islam übergetreten, wer für ihn war, zog auch zu ihm.

„Die älteste Stadt der Subsahara droht weggeschwemmt zu werden“, klagt Boubacar Hama Diaby. 1993 wurde deshalb zum Schutz der Stätte die „Mission culturelle“ gegründet. Bei den Grabungen wurden einzigartige Terrakotten gefunden, die in Bamako ausgestellt sind. „Neben der Erosion, bei der

wichtige Gräber langsam ans Tageslicht befördert und zerstört werden, gibt es auch Plünderer, die hoffen, mit einer Statue das große Geld zu machen.“ Die Mission Culturelle plant, diesen Bereich mit Bäumen zu bepflanzen, damit der Boden an Ort und Stelle bleibt. Tiere haben die archäologische Stätte leergegessen und der Verwitterung preisgegeben.

Am Rand der Gesellschaft

Die Liebe teilt sich Aminata mit fünfzehn anderen Kleinstkindern in ihrer Gruppe. Sie leben im einzigen Waisenhaus Bamakos. Mit 40 Kindern in drei Sälen platzt das Waisenhaus aus allen Nähten. Betreut werden sie rund um die Uhr von fünfzehn Helferinnen. Weitere 40 Kinder werden finanziell unterstützt, leben aber weiter bei Verwandten. „Wir hoffen sehr, dass die Kinder in ihrer Familie bleiben können, auch ohne Mutter. Das kostet uns etwas weniger“, erklärt die Buchhalterin. Trotzdem muss jeder Centime umgedreht werden, das malische Gesundheitsministerium unterstützt das Kinderheim nur dürftig. „Immer das gleiche Geld für mehr Kinder.“ Da erweist sich die finanzielle Unterstützung vom Hamburger Kinderhilfswerk für die dritte Welt als segensreich. Seit 1984 sind die Hamburger eine starke Stütze für das Waisenhaus. Sie zahlen den Lohn von fünf Kinderschwestern, geben rund eine Million F CFA für Milchpulver (an die 3.000 Mark) und liefern Sachspenden wie Spielzeug oder Moskitonetze. Alle drei Monate kommt zudem noch eine Finanzspritze von rund 700 Mark. „Bis wir an die staatlichen Gelder kommen, muss ich Sisyphusarbeit leisten“, so die Buchhalterin. „Alle drei Monate muss ich Berge an Papieren einreichen, in denen steht, welche Produkte ich bei welchem Lieferanten einkaufen möchte. Erst wenn der Lieferant von der Behörde sein Geld bekommt, liefert er z.B. Milchpulver an uns aus. Es kann da zu unglaublichen Verzögerungen kommen. Oft müssen wir mit dem Geld des Kinderhilfswerks Notrationen einkaufen. Ein Glück, dass das Geld da ist.“

Bis zum Alter von drei Jahren bleiben die Kinder, die oft von mental kranken Mütter behördlich entfernt wurden, in diesem Heim. Dann gehen sie in ein Kinderdorf.

„Wir müssen mehr zuverlässige Partner finden“, resümieren die Frauen im Kinderheim ihre Lage, „so welche, wie das Kinderhilfswerk für die dritte Welt in Hamburg.“

Der Gesundheitssektor auf dem Weg der Besserung

Zum Arzt gehen ist in einigen Regionen Malis sehr schwer. Unwägbares Gelände wie im Dogonland, steiniges Hochplateau an der Grenze zu Burkina Faso, ist ein Problem, über 20 Kilometer entfernte Krankenstationen ein weiteres. „Das will keiner mehr“, stellt Arzt und GtZ-Mitarbeiter Vincent Joret deutlich fest. „Die malische Regierung ist dabei, ihren Gesundheitssektor

umzukrempeln, wir sind seit 1995 als Berater hier in Sévaré tätig und unterstützen die Umstrukturierung in der fünften Region, das heißt auch verstärkt im Dogonland.“

Cheick Omar Haidara ist die gute Seele der Gesundheitsstation von Bandiagara. Wie bei vielen weiteren „Centre de Santé“, steht das Hamburger Kinderhilfswerk für die dritte Welt am Anfang ihrer Geschichte. Wie in Ségou-Coura, Sévaré oder Sébenincoro, einem peripheren Stadtteil von Bamako, kam das Geld für den Bau der Gebäude aus Deutschland. Das ist rund zehn Jahre her. Das Gebäude in Sévaré ist arg ramponiert. „Es wird bald revitalisiert“, freut sich Arzt Youssouf Coulibaly. Dieses Gesundheitszentrum ist die einzige Anlaufstelle für 22.000 Menschen, drei miserable Betten mit dürftigem Schaumstoffbelag stehen in einem trostlosen Saal, in den es hineinregnet. Eine Infusion hängt am Fensterknäuel. „Revitalisation“ ist das Schlagwort der Stunde. Alte, schon bestehende, staatliche Gesundheitszentren werden langsam „privatisiert“, d.h. die Gemeinde oder der Zusammenschluss einiger Dörfer übernehmen die Finanzierung und die Verwaltung des eigenen Gesundheitszentrums. Das bedeutet konkret, dass die Bürger für ihre Gesundheit Geld spenden, damit das Zentrum saniert werden kann. 15% der Gesamtkosten müssen sie beisteuern, den Rest übernimmt die GtZ. Ein Verwaltungsrat wird eingesetzt, damit das Zentrum sich selber finanzieren lernt. In Sébenincoro in Bamako funktioniert das mustergültig. Wie in den übrigen Krankenstationen auch, besteht der Komplex aus einem Untersuchungssaal, einem Sprechzimmer, einem Warteraum und einem Abstellraum. Ein zweites Gebäude beherbergt die „Maternité“, das Geburtshaus. Dort erblicken täglich drei bis vier Kinder die Welt. In Sébenincoro wohnt Arzt Mamadou Diop gleich nebenan, etwas wovon sein Kollege in Ségou-Coura nur träumt. In Sébenincoro boomt die Krankenstation auch nachdem sich das Kinderhilfswerk 1991 aus der Verwaltung herausgezogen hat, in Ségou-Coura dümpelt sie vor sich hin. „Ich bin nicht immer anwesend“, weiß der dortige Arzt den Grund. „Abends bin ich bei mir zu Hause, am Wochenende auch.“ In diesen zwei Städten werden die Gesundheitszentren von der Bevölkerung getragen, die dort Ansässigen können gegen einen Jahresbeitrag von 2.000 F CFA (rund sechs Mark) Mitglied werden und für eine Mark begünstigte Untersuchungen in Anspruch nehmen. Wer nicht Mitglied ist, zahlt drei Mark. Weiteres Geld kommt durch den Verkauf der Medikamente und durch nötige Spenden dazu.

In Sévaré und Bandiagara steht die „revitalisation“ kurz bevor. Die Bevölkerung hat lang genug gesammelt um die erforderlichen 15% der Gesamtsumme für die Sanierung dazuzutun. Vincent Joret weist darauf hin, dass nicht nur alte Zentren erneuert werden, sondern dass auch ganz neue gebaut werden. „Und jetzt die absolute Neuerung. Jeder soll im Umkreis von rund zehn Kilometern ein Gesundheitszentrum in der Nähe haben. Wir schauen uns bei der Bestimmung des Ortes, wo das Gesundheitszentrum hin soll, die geographischen und kulturellen Gegebenheiten genau an. Danach richten wir uns. Früher war das anders. Da wurde ein Gesundheitszentrum in die Kreisstadt gesetzt, unabhängig davon, wie groß der Bezirk war, wieviele Menschen

dort wohnten und ob die Kreisstadt für die Einwohner erreichbar war. Wir kümmern uns ab sofort überhaupt nicht um die politischen Verwaltungsstrukturen, sondern darum, dass die Versorgung sinnvoll ausfällt.“ Für das Dogonland, das medizinisch sehr rückständig ist, bedeutet dies, erst einmal die geeigneten Orte ausfindig machen und dann die Bevölkerung fragen, wie sie zum Bau und zur Finanzierung eines „Centre Communautaires“ stehen. Die so entstehenden Zentren müssen auch die Kosten für den Arzt oder den Pfleger, der dem Zentrum vorsteht, sowie für Krankenschwester und Hebamme übernehmen. In den schon existierenden Zentren kommt noch der Staat für den Pfleger auf. In Dourou, einem Dorf im Dogonland, ist ein hübsches Zentrum entstanden. „Hier“, so der Pfleger, „müssen wir das Vertrauen der Leute gewinnen in die moderne Medizin. Denn sie trauen oft mehr den traditionellen Heilern als uns. Der kostet ja nur 20 Francs, wir 400.“ So Boubacar Fornba, der auch massiv beklagt, dass die Leute erst im letzten Augenblick, wenn gar keine Besserung auftritt, bei ihm vorsprechen. Oft zu spät. Ein weiteres verheerendes Problem: Es gibt keine Krankenwagen. Die Pfleger und Ärzte in den Krankenzentren wissen nicht, wie sie Schwerkranke in das nächste Kreiskrankenhaus transportieren können. Youssouf Coulibaly aus Sévaré: „Wir liegen an einer der zwei Teerstraßen, die Mali durchqueren. Das Krankenhaus ist 15 Kilometer entfernt. Und doch sterben mir Frauen weg, die nach einer Geburt zu starken Blutverlust haben, weil ich kein Taxi finden kann.“ Der Frust ist ihm deutlich abzulesen.

Vincent Joret und seine malischen Kollegen haben ein Ziel: flächendeckend ein Grundpaket an medizinischer Versorgung sicherzustellen. Denn noch sterben zu viele Menschen an Krankheiten wie Durchfall oder Malaria, weil sie keinen Arzt konsultieren können. Die Kindersterblichkeit soll endlich in den Griff bekommen werden, sie ist sogar von 249 Todesfällen pro Tausend im Jahr 1987 auf 254 pro Tausend 1996 angestiegen, mindestens 50% aller Frauen sollen während ihrer Schwangerschaft zur Vorsorge gehen können. „Ebenso wichtig sind Aufklärungskampagnen, die den Frauen die Notwendigkeit von Impfungen klar machen“, fügt er hinzu. „Manchmal muss man sie ein wenig davon überzeugen“, grinst er. „Wir hier in der fünften Region hatten festgestellt, dass zu einem Impftermin mehr Frauen kamen, wenn dem Kind auch Vitamin A verabreicht wurde. Das Wort Vitamin war da der Anreiz für die Frauen zu kommen, stärker als die Impfung selber. Diese Erfahrung ist wichtig, dieses Jahr wurde das Konzept national angewandt mit einem Bombenerfolg. Und nächstes Jahr, so die Weltgesundheitsorganisation, soll es afrikanweit getestet werden.“

Kampf dem Moskito

Das riesige Binnendelta des Nigers ist ein Paradies für Malaria-Mücken. In einer Nacht sind bis zu zwanzig infizierte Stiche möglich. Kinder, die nicht behandelt werden, sterben meist nach 48 Stunden. Seit rund zehn Jahren ist ein GtZ-Projekt in Sévaré für die Aufklärung zuständig. Im angrenzenden

Dogonland wussten bis 1994 nur zwei Prozent, wie man Malaria bekommt. Ziel, so Adama Sogola, ist, in jedem Dorf eine Person zu schulen, die von den Einheimischen angesprochen wird und die, im Fall von Malaria, die Medikamente zur Verfügung hat. Ein weiterer Zweig des Projektes fordert die Leute auf, ihre Moskitonetze vorbeizubringen, die werden in Permetrin eingetaucht, das finden die Moskitos widerlich und fliegen sie gar nicht erst an. Der Arzt Mahamadou Sissoko tourt durch das Land und überprüft in den Krankenstationen, ob die Labortests zur Malariabestimmung auch gut funktionieren oder ob neues Material benötigt wird. An Malaria sterben pro Jahr rund drei Millionen Menschen auf der Welt.

AGETIPE - Abkürzung für Arbeit

Ein neues Kulturzentrum, eine gepflasterte Straße, ein ordentlicher Abwasserkanal, 135 neue Schulgebäude für die Region Mopti und das Dogonland, die Liste der neuen Bauten im Land ließe sich problemlos fortsetzen. Ausführende Institution: die AGETIPE. „Wir bauen mit so wenig Maschinen wie möglich“, erklärt Lamine Ben Barka, der Generaldirektor der Institution. „Wir haben festgestellt, dass die Arbeitslosen in den Städten immer mehr wurden und die Armut damit anstieg. Wir schaffen Arbeitsplätze, indem wir diesen Arbeitslosen und keinen Maschinen den Vorzug geben.“ Die AGETIPE ist 1992 nach der Revolution entstanden. Der malische Staat wünschte sich eine Struktur, die schnell und zuverlässig öffentliche Aufträge umsetzen konnte. Architekten, Ingenieure und Bauunternehmer gründeten nach senegalesischem Vorbild ein Privatunternehmen, das aber staatliche Aufträge unter marktwirtschaftlichen Zielen ausschreibt. „Wenn wir nicht zügig und zuverlässig arbeiten würden, dann hätten wir keine Existenzberechtigung“, resümiert auch Tiécoura Coulibaly die Ziele der AGETIPE. Er leitet das Büro für Mali-Nord.

Soviel Effizienz gefällt auch der Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) in Frankfurt. Rund zehn Prozent aller Gelder fließen aus Deutschland. Intensiv haben die Deutschen sich in Nord-Mali engagiert. 1995 flossen rund sechs Millionen nach Timbuktu und Umgebung, als die Tuareg ihre Rebellion beilegte. Ein frisch renovierter Justizpalast und eine ansprechend gestaltete Schatzkammer sollten das neue staatliche Interesse am Norden des Landes dokumentieren. In Kidal und Gao sowie vier weiteren Städtchen wurde mit dem deutschen Geld der Infrastruktur auf die Beine geholfen. Ein Plus für AGETIPE: die schnelle Umsetzung der Aufträge. Wird ein neues Projekt bewilligt, müssen innerhalb von zwei Monaten die Ausschreibungen ausgeführt sein, die Arbeiten vergeben und der erste Spatenstich getätigt sein. Mehr als 8,1 Millionen Arbeitstage hat die AGETIPE in den ersten fünf Jahren ihrer Existenz finanziert. Für die einfachen Bauarbeiter, die nur einen Vertrag für eine Baustelle haben, heißt das, dass sie immer wieder von neuem auf Baustellen hoffen, die durch die AGETIPE eingerichtet werden. Denn ohne diese Arbeit bliebe ihnen nur die Armut.

Im Dogonland entstehen in Zusammenarbeit mit der KfW 135 neue Klassenräume, die Mitarbeiter arbeiten gerade am neuen Zwischenbericht. „Einige Unternehmen wissen immer noch nicht, wie sie arbeiten sollen“, schildert Tiécoura Coulibaly ein Beispiel aus der Praxis. In Sangha im Dogonland wird die Schule nur schleppend gebaut, die drei Monate verabredete Zeit bis zur Fertigstellung sind schon überschritten. Auch wenn die Gegend kaum Straßen hat und die Materialbeschaffung in Mali immer noch über das weit entfernte Bamako läuft, Tiécoura Coulibaly, der in Aachen Bauingenieurwesen studiert hat, zeigt nur bedingt Verständnis. „Es werden eben nur die guten, fitten Unternehmer überleben“, zieht er Bilanz. „An die werden wir in Zukunft noch mehr Aufträge vergeben.“

Sparen im Dogonland

Fatumata ist berühmt für ihr Hirsebier. Es ist gerade Erntezeit und sie würde sich gerne einen Schwung Hirse kaufen um Bier zu brauen. Aber sie hat kein Geld. Deshalb hat sie einen Antrag an den Sparkassenrat gegeben, in dem sie um einen Kredit in Höhe von sechs Mark bittet. „Ali, hast du Fatumatas Hirsebier probiert?“ Wenn der Sparkassenrat die Entscheidung über den Kredit zu fällen hat, dann wird das Vorhaben erst mal auf Rentabilität abgeklopft, schließlich will die Dorfkasse ihr Geld auch wiedersehen. „Ja, lecker“, ist die Antwort. Fatumata darf ihr Geld haben.

Gelernt haben das die Bauern durch die Hilfe von Adama Kodio. Die Kreditanstalt für Wiederaufbau startete 1987 ein Projekt zur Bildung von dörflichen Gemeindekassen. Es ist zwar schon abgeschlossen, aber es kann sich autonom weitertragen. Adama Kodio hat ein Büro gegründet, mit dem er das Kassennetz leitet. „Früher wurde auch gespart, nur anders“, erzählt der Finanzexperte des Dogonlandes. Vieh und Hirse waren die Sparanlagen der Bauern. „Wir haben ihnen gute Gründe geliefert, weshalb sie ihr Geld abgeben und ein Büchlein mit einer Zahl mit nach Hause nehmen sollten.“ Adama Kodio zählt sie auf: Das Vieh kann an einer Krankheit versterben oder die Ernte eingehen. Wenn ein alter Weise des Dorfes das Geld aufbewahrt und stirbt, findet man es kaum wieder, so genial sind seine Verstecke. Wenn man in die Dorfkasse einzahlt, darf man auch einen Kredit bekommen, etwas noch nie Dagewesenes. Jedes Dorf besitzt einen „Sparbeauftragten“, der das Geld in seiner Hütte aufbewahrt. Noch ist die Welt hier in Ordnung, Angst vor Überfällen kennt man nicht. Die Durchschnittsspareinlage beträgt 150 Mark. Und wenn einem Dorf doch die Kasse gestohlen würde, besitzt das Sparkassennetz einen eisernen Notgroschen: 500.000 F CFA, um alle Unwägbarkeiten abzudecken. Rund 25.000 Dogon haben sich so finanziell abgesichert, wovon 70 Prozent Frauen sind. „Es hat sich eine neue Solidarität gebildet“, so Adama Kodio. „Man bringt das Geld zur Kasse, damit der Nachbar investieren kann, das ist neu bei uns.“

Mehr Spaß am Unterricht

In Lougourougoubou im Dogonland steht auf einem großen Felsplateau eine Schule. Aus schönem Stein erbaut strahlt sie weit in die Gegend und ruft so die Kinder zum Unterricht. Die erste bis zur vierten Klasse sind belegt, die Schule funktioniert erst seit vier Jahren, als das Kölner Lessing-Gymnasium und das Kinderhilfswerk aus Hamburg den Bau finanzierten. Dann schleppte das ganze Dorf Steine, sie wollten den Bau, koste es, was es wolle. Zuvor mußten manche Kinder bis zu 25 Kilometer in die nächste Schule. Viele gingen auch deshalb erst gar nicht hin. Drei der vier Lehrer sind heute nicht da, sie nehmen in der Kreisstadt Bandiagara an einer Vertiefung der brandneuen Pädagogik teil, mit der sie ihre Kinder unterrichten. Die Schüler nehmen aktiv am Unterricht teil, arbeiten in Gruppen, zeichnen und malen, behängen ihre Klassenräume mit großen Bögen Papier, worauf der Lehrer wichtige Lerninhalte notiert hat. Auch wenn die Lehrer heute nicht da sind, die Klasse aus rund 60 kleinen Schülern sitzt diszipliniert am Platz. Ein Junge hat den Unterricht übernommen. Er liest die Wandposter vor, die anderen wiederholen eifrig. Hin und wieder zieht er einen Mitschüler aus der Bank, er soll alleine wiederholen. In der vierten Klasse ist der Lehrer da, er unterrichtet noch nach der klassischen Methode. Er schreibt etwas auf, liest es vor, die Kinder wiederholen. Er stellt eine Frage, lässt einen Schüler antworten. Dann wiederholen alle im Chor.

Das soll in einigen Jahren vorbei sein. Das malische Erziehungsministerium hat einen Zehn-Jahres-Plan erarbeitet, der die komplette Schullandschaft reformieren soll. Seit diesem Schuljahr ist er in Kraft, jedoch bleiben viele der Ziele erst mal nur Theorie.

Inge von der Ley kümmert sich im Dogonland gezielt darum, dass aus der Theorie Praxis wird. Gemeinsam mit dem regionalen Erziehungsdirektor steuert sie auf eine qualitative Verbesserung des Unterrichts hin. „Bislang wurde nur auf Französisch unterrichtet, mit französischen Büchern, die sich an Kinder richten, die in Städten leben. Zum Teil enthalten die Bücher Einheiten, die völlig weltfremd sind für ein Kind im Dogonland hier.“ Da gibt es die Lektion „Wie verhalte ich mich richtig im Pariser Flughafen“. „So etwas werden wir streichen und mit Ereignissen aus dem alltäglichen Leben der Kinder füllen“, so die Fachfrau im pädagogischen Sektor, die das GtZ-Schulprojekt seit drei Jahren leitet. „Nur Kinder, die in der Schule zum Beispiel lernen, dass sauberes Wasser lebenswichtig ist, tragen dazu bei, Mali ein Stück voranzubringen.“ Eine weitere Neuerung neben der modernen interaktiven Pädagogik ist der Unterricht in der Muttersprache. In den ersten zwei Jahren wird ab sofort im Dogonland auf Dogon unterrichtet, in Timbuktu auf Tamaschek, in Bamako auf Bambara usw. „Früher ging es direkt mit Französisch los, da waren manche Kinder wie vor den Kopf gestoßen. Allgemein sind die Malier im Rechnen nicht gut, denn sie waren stets auf Spracherwerb ausgerichtet. Jetzt können sich die Kinder in den ersten Jahren leichter auf die Zahlen konzentrieren. Ab dem dritten Jahr erst wird Französisch Fach, ein bis zwei Jahre später findet der Wechsel statt, Französisch wird Schulsprache, die Lokalsprache zum Fach. Wir stellen fest, dass der Anfangsunterricht in der Muttersprache die Eltern eher dazu bewegt, ihre

Kinder zur Schule zu schicken“, erklärt die deutsche Expertin. Auch versucht der neue Erziehungsplan die Eltern in die Schule miteinzubeziehen. Elternbeiräte werden gegründet, damit sie direkt Einfluss auf den Unterricht nehmen können. Noch kämpfen „Animatrices“, Frauen, die Aufklärungen in den Dörfern betreiben, darum, die Eltern von der Notwendigkeit zu überzeugen, dass Schule ebenso wichtig sein kann wie frisches Wasser. Insbesondere Mädchen werden zu Hause behalten, manchmal auch aus Angst, dass die Mädchen auf dem langen, uneinsehbaren Weg zur Schule belästigt oder vergewaltigt werden. Auch haben die Schulen oft keine zwei Toiletten, was den Schulbesuch während der Menstruation schwierig gestaltet.

Die Anfangsphase der neuen Schulstrategie ist schwierig. Es gibt zu wenige Lehrer, die in der Muttersprache, z.B. in Dogon, unterrichten könnten. Inge von der Ley versucht in Zusammenarbeit mit den Dörfern, geeignete, des Schreiben und Lesens kundige Menschen auszumachen, die nach einer Schulung den Anfangsunterricht übernehmen könnten. Bislang wurde nur auf Französisch unterrichtet, da war es unerheblich, welche Muttersprache der Lehrer mitbrachte. Jetzt werden in den Ferien Ausbildungen durchgeführt, damit die neuen Lehrer vertraut gemacht werden mit der neuen Pädagogik in ihrer Muttersprache. Schon nach drei Monaten fangen die Lehrer mit dem Unterrichten an, werden aber die folgenden zwei Jahre noch weitergeschult.

Noch herrscht Lehrermangel und selbst am pädagogischen Lehrerinstitut gibt es keinen Dozenten, der die neue Pädagogik unterrichten könnte. Die Anzahl der Schulungen, bis das System wirklich umgestellt ist, ist immens. Es wird auch noch Zeit brauchen, bis erste Schulbücher in den Lokalsprachen verfügbar sein werden. Dann wird sich das Problem stellen, wer die Bücher für die Kinder finanziert, denn den Eltern fehlt jetzt schon das Geld um Kuli und Heft für die Kinder kaufen zu können.

Zwiebelanbau stoppt Exodus

Im steinigen Dogonland ist Ackerfläche kostbar. Genauso wie das Wasser, dass in dieser trockenen Gegend nur selten vorkommt. Oder besser: vorkam. Denn über 120 kleine Staudämme hindern das kostbare Nass, das in der Regenzeit auf den steinigen Boden prasselte, einfach so zu verschwinden. Der Deutsche Entwicklungsdienst (ded) ist hier aktiv. Grüne Felder wechseln mit Steinwüsten ab. Wo ein grünes Feld ist, muss ein Staudamm in der Nähe sein und ein Dorf, das sich den Staudamm gewünscht, einen kleinen Prozentsatz der Bausumme (rund 40.000 Mark) zusammengespart und die Wartung des Dammes auf lebenslang übernommen hat. Das Dorf Kokogjogou hat sogar drei davon. Die Bauern sind glücklich über das Wasser, das es ihnen erlaubt, bis zum Februar oder März ihre Felder zu bestellen. In der darauffolgenden heißen Zeit versiegt auch das letzte Wasser. „Ich verdiene rund 100.000 F CFA (rund 300 Mark) pro Ernte“, gibt ein Dogon-Bauer zu. Der Projektmitarbeiter Abdou Djibi Maiga lacht. „Er meint drei Mal mehr, unsere Dogonbauern untertreiben gerne.“ Weiterer positiver Effekt der Kleindämme: Die jungen Leute wandern

weniger weg, sie können jetzt hier Felder bestellen und ihren Lebensunterhalt verdienen. Besonders beliebt sind die kleinen Dogon-Zwiebeln, Gemüse und Reis. Die jungen Leute suchen sich eine steinige Fläche aus, tragen Erde darauf auf und umgeben ihr Feld mit Steinen, damit die Erde nicht weggeschwemmt wird. Mit großen Kalebassen laufen sie dann zum Stausee und bewässern dann ihre Pflanzen. Im Jahr 1998 hat der ded 27 neue Staudämme gebaut. Nach der Fertigstellung der Dämme wird jeder noch zweimal von Projektmitarbeitern besucht, die zusammen mit den Bauern die Lage besprechen. Wenn der Damm nachgebessert werden muss, geschieht dies, wenn dann einmal die Endabnahme erfolgt ist, dann können die Bauern das Projekt nicht mehr haftbar machen für Funktionsprobleme am Damm. „Für Notfälle haben wir die Bauern dazu angeleitet, eine Dammkasse zu führen. Bei jeder Ernte zahlen sie etwas ein, dann können sie sich die Wartung leisten.“ Auch 1999 ist das Projekt Staudammbau gesichert. Die Kreditanstalt für Wiederaufbau hat weitere zwei Millionen Mark bereitgestellt.

Die Gegend von Timbuktu: Lieblingskind der Deutschen

„Wenn ich die guten mit den schlechten Erfahrungen vergleiche, dann überwiegen die schlechten. Vom Menschlichen her bin ich eher enttäuscht. Aber ich würde alles noch mal machen. Es war gut und es ist ein Teil Geschichte.“ So blickt Henner Papendieck auf rund fünf Jahre Arbeit im Norden Malis zurück. Das Einsatzgebiet für ihn und seine Frau: die sechste Region, die von Timbuktu. Ihre gemeinsame Aufgabe: die Befriedung der Gegend, die unter der Tuareg-Rebellion arg gelitten hatte.

Schon Anfang der 90er garte es im Norden Malis, am Südrand der Sahara, wo auch Timbuktu liegt. Die weißen Tuareg erhoben sich gegen den malischen Staat. Die Tuareg waren durch die Dürren aus den 70ern und 80er Jahren arg gebeutelt. Die Nomaden fanden kaum mehr Lebensgrundlage für ihr Vieh, der malische Staat war zudem weit weg. Gegen 1994 verschärfte sich der Konflikt, als eine schwarze Volksbewegung zu Vergeltungsschlägen gegen die weißen Tuareg ausholte. Im Westen von Timbuktu bildete sich eine menschenleere Zone, über 80.000 waren nach Mauretanien oder Burkina Faso geflüchtet, andere hatten in anderen Regionen Malis Zuflucht gesucht.

Seit 1993 hatte das Bundesministerium für Zusammenarbeit 36 Millionen Mark für die Befriedung der Gegend zugesagt. Damit sollte der Norden eine bessere Infrastruktur erhalten. Hier setzt die Arbeit des Ehepaar Papendieck ein, die als Consulting Firma für die GtZ an die Arbeit gingen. 1995 kam es zur Aussöhnung zwischen Schwarz und Weiß, doch die Gegend blieb weiter leer und unbewohnt.

Papendiecks führen schon ab 1994, zum Teil unter Militäreskorte, in das Gebiet westlich von Timbuktu. Sie näherten sich vorsichtig den Parteien und führten Gespräche, bereiteten den Boden zur Rückführung der Flüchtlinge. In Léré, einem Städtchen unweit der mauretanischen Grenze, war die Lage ruhig geblieben. Hier fand der einzige Wochenmarkt der Gegend statt, zu dem viele

versprenkelte Tuareg kamen, die von Papendiecks angesprochen werden konnten. „Wir versprachen, ihnen schnell zu helfen und sie bei der Rückkehr finanziell zu unterstützen.“ Das sprach sich herum, immer mehr Tuareg-Notablen fanden den Weg zum deutschen Ehepaar. Bald war ein Schreiber nötig, der zwischen Clan und deutschem Projekt Verträge verfasste. Die Tuareg waren aufgefordert, ihre alten Siedlungen selber aufzubauen und mitanzupacken, dafür war finanzielle Hilfe gewiss. Papendiecks bezahlten 1996 Karren, Esel, Benzin, Hacken oder auch Lebensmittel. Nach und nach zogen so die Sippen aus den Flüchtlingslagern zurück nach Hause. 1996 und 1997 dienten dem Aufbau der Infrastruktur, woran sich auch die Kreditanstalt für Wiederaufbau beteiligte.

Während der schlimmen Jahren haben Annie und Richard Marshall ihr Gartenbauprojekt in Timbuktu vorsichtshalber verlassen. „Damals war es Mode, die Projekte zu überfallen“, erinnert sich die Amerikanerin. Seit 1953 betreiben die Amerikaner hier eine Baptistenmission, die das Ehepaar Ende der Achziger übernommen hat. „Das Gartenprojekt kam mit uns dazu“, erinnert sie sich. Doch das Projekt wurde nur zögerlich von den Tuareg, die lieber Vieh züchten als sich dem Ackerbau widmen, angenommen. Die Tuareg befinden sich im Umbruch. Vom Viehzüchter zum Bauern.

Ag Mohamed Ali Almounzer lebt rund 25 Kilometer vor den Toren Timbuktus in der Wüste. Man sieht einige Zelte und drei Brunnenbauten, zwei für Trinkwasser - bezahlt von der KfW - einen für das Vieh. Ein Projekt vom Deutschen Entwicklungsdienst, den Bernd Meier zu Biesen vor Ort vertritt. Er ist ganz enthusiastisch über die Entwicklung in Teriken. „Sie haben wohl wirklich den festen Willen sich niederzulassen“, meint der deutsche Agrarwissenschaftler. Er weist darauf hin, dass sie gerade Ziegel trocknen, um feste Gebäude zu errichten, Bäume gepflanzt und eine Schulhütte gegründet haben. „Das sind wir unseren Kindern schuldig“, meint der Stammeschef der rund 500 Tuareg. „Der Viehbrunnen ist der beste der Gegend“, lobt Chef Amounzer. „Er ist der einzige, der am Brunnenrand einen Zementboden hat, da können noch so viele Tiere kommen, er geht nicht kaputt. Das ist deutsche Wertarbeit.“ Ungeachtet aller ethnischen Spannung, die es noch geben mag, setzt Bernd Meier zu Biesen seine Projekte um. Mehrere Brunnen für Vieh- und Gartenanbaunutzung, eine Schule, einen Schlachtplatz, fünf Impfstationen für die Tiere, das sind nur einige Projekte zu Gunsten der lokalen Bevölkerung. Besonders am Herzen liegt ihm die Wiederaufforstung. Über 100.000 Bäumchen verlassen die Baumschule unweit von Timbuktu. Eukalyptus-Bäume erweisen sich als schnellwüchsig. Am rund 25 Kilometer von Timbuktu entfernten Niger finden sie gute Lebensbedingungen und riesige Eukalyptus-Haine ziehen sich den Nigerbogen entlang. Bernd Meier zu Biesen möchte gerne eine Schreinerei aufmachen und den Handwerkssektor stärken. Ob sich die Eukalyptus-Pflanzen als resistent erweisen werden, weiß er nicht. „Es gibt sie erst seit rund zehn Jahren, noch ist kein Schädlingsbefall zu registrieren gewesen.“ Dass die Befriedung in der Gegend so gut geklappt hat, das macht die Gegend um Timbuktu für das Bundesministerium für Zusammenarbeit zu einem ganz besonderen Lieblingskind.